

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 213.

Dienstag, 12. September.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

(88. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käthe van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

Der wieder aufgehende Vorhang unterbrach ihr Geplauder, dem Frau Minchen mit heimlichem Staunen und regster Neugier gefolgt war, ohne ein Wort davon zu verstehen, aber auch ohne es mit einem Wort zu unterbrechen. Ihre Fee, die sonst so Spröde, Zurückhaltende, plauderte hier mit einem wildfremden Herrn so angeregt, wie sonst nur mit den besten Bekannten. Das war ganz rätselhaft und unbegreiflich! Aber wenigstens bewies sie einen guten Geschmack. — Frau Minchens Schönheitsförmchen fand volle Befriedigung. Ein schöner Mann war das und ein vornehmer. Kürassieroffiziere hatte Ludovika nie in das Haus gezogen, die waren eine verwünscht hochmütige Sorte, bis zu der die freiherrlich Wiebermannschen Beziehungen nicht emporreichten. Und nun verkehrte ihre Fee mit einem ganz echten Kürassieroffizier, als wenn das so sein müßte, — ihre Fee! Das Mutterherz schlug stolz und triumphierend auf, wenngleich das mütterliche Instandsgefühl etwas beunruhigt war, — ihre Tochter sprach mit einem fremden Herrn, der sich ihr nicht vorstellen ließ, — ganz richtig war das nicht. Nun, es würde wohl noch kommen. Jetzt war die Pause nur zu kurz gewesen, in der nächsten würde es schon kommen.

Sie läuschte sich auch nicht. Nach dem Ende des zweiten Aktes, dessen berauscherender von keuscher Zärtlichkeit durchwehter Liebeszene zwischen Romeo und Julia Fee mit weltverlorenem Entzücken gefolgt war, bog sich der Graf zu der reglos und fast erschöpft Darsitzenden hinüber und fragte lächelnd: „Noch ganz im Bann der Dichtung? Oder darf ich schon mit einer banalen Forderung der Gegenwart kommen? Julia sagt zwar von ihrem hohen Balkon aus, daß ein Name nichts sei, aber Julia in der Loge der Zuschauer denkt darüber vielleicht doch anders, und um dem vorzubeugen möchte ich mir erlauben, mich dem gnädigen Fräulein vorzustellen, und um eine Weitervorstellung bei der Frau Mama zu bitten, — Graf Schmiesing.“

Fee war wie aus einem Traum aufgeschreckt bei seiner Anrede. Ja, sie lag wirklich noch im Bann der Dichtung. Wie ein Strom von Blut und Licht war es über ihre Seele gezogen, dieses holde Liebeslied. Alles, was als mütterliches Erbteil in ihrem Blut lag und durch verfeinerte Bildung über das Kleinliche Maß leichter Romantik hinausgewachsen war, blühte hier und heute zu voller Herrlichkeit in ihr auf. Das Dichterverk vor ihr, die Verwirklichung eines abenteuerlich poetischen Kindertraumes neben ihr, das Klang zusammen zu einer Melodie von wunderbarem Zauber.

Und daraus riß sie nun das alltägliche Verlangen ihres Traumhelden. Sie sah ihn verwirrt und verstandnislos an.

Er lächelte. „Lassen Sie Ihre junge Seele weiterträumen“, sagte er mit weichem Ton, — „ich werde meine Vorstellung bei Ihrer Frau Mama selbst besorgen.“

Und schon hatte er sich zu Frau Minchen herübergebogen und seinen Worten die Tat folgen lassen.

Frau Minchen bebte innerlich vor Überraschung. Sie ließ den Grafen seine Bekanntschaft mit ihrer Tochter erst vollkommen erklären, ehe sie recht zur Besinnung kam. Er tat das sehr flüchtig, ohne alle Nebenstände, nur anführend, daß Fee ihm einstmalig liebenswürdig den Weg nach der Stadt gewiesen, den er als Fremdling und Verirrter nicht recht gefunden habe, und dann ging er so gewandt und schnell zu der augenblicklichen Situation des Theaterstückes und der umgebenden Verhältnisse über, daß Frau Minchen all die eleganten Redewendungen, die sie sich in der Geschwindigkeit für den Verkehr mit einem Grafen aus ihren Romanerinnerungen zusammensuchen wollte, nicht anbringen konnte, sondern ganz unbefangen und natürlich wurde und mit ihm plauderte wie mit einem alten Bekannten.

Fee saß stumm dabei. Sie hörte kaum, was die beiden sprachen. In ihr sang und klang noch immer das zärtliche Liebesduett, das sie eben auf der Bühne gehört, und dem ein Ton aus ihrer eigenen Seele entgegenhallte, fremd und lockend und doch allvertraut, quälend zwiespältig und doch berauschernd süß und hinreißend.

Als Graf Schmiesing sich nach Beendigung der Vorstellung von den Damen trennte, war er fest entschlossen, dem heutigen zufälligen Besuch der klassischen Vorstellungen ein festes Abonnement auf diesen bestimmten Platz folgen zu lassen. Er fühlte eine starke seelische Anregung in diesem Gedanken, so stark, daß er dafür sogar bereit war, die Langeweile der gesamten Klassiker über sich ergehen zu lassen. Vielleicht hatte das auch seine Reize und paßte zu der knabenhaft fröhlichen Erwartung, mit der er daran dachte, dieses holde, junge Geschöpf, in dem spröder Troß und unbewußte Zärtlichkeit sich so entzückend mischten, zu studieren und — hm, — ja, und vielleicht zu regieren.

Fee hüllte sich auf dem Heimwege in den dicken Pelz und den Fragen ihrer Mutter gegenüber in schwer zu brechendes Stillschweigen. Sie war nicht imstande zu sprechen, am wenigsten mit der Mutter, die so banal fragte und so banal von dem schönen, eleganten, liebenswürdigen und vornehmen Mann sprach und schwärmte. Ihr war all das, was diese betonte, nebensächlich. Für sie war heute ein köstlicher Traum zum Leben geworden, ein Neues, ganz Neues in ihr Empfinden getreten, etwas, das vorläufig sie noch umhüllte wie eine Wolke und ihr Denken verschleierte, dann aber im Laufe der Tage viel Verwirrung und Unruhe, viel Zwiespältigkeit und Zweifel über sie brachte. Sie verstand sich nicht. An Rolf dachte sie und an den anderen auch, — an Rolf sehnücheltig, sehnücheltiger als vorher, aber an den anderen mit heißem Herzklopfen und wie im Rausch, befangen von hundert reizenden Träumen, umstrickt von hundert entzückenden Vorheiten.

Das goß nun seinen Glanz über die sonst so öden Winterwochen. Mutter und Tochter lebten eigentlich nur noch in Gedanken an die Theaterabende. Frau

Minchen wurde wieder frisch und lebenslustig, soweit das die Sorgen um ihren Mann gestatteten. Sie sah jetzt in dem Dunkel ihrer Tage einen Lichtpunkt, in dem Nummer der Gegenwart eine Hoffnung für die Zukunft. Fee, der sie es am wenigsten zugetraut hatte, würde ihr bringen, was sie so heiß ersehnte, Fee würde einen wirklichen Roman haben, einen mit der höchsten Vornehmheit, mit einem Grafen, der sie zu sich auf sein Abenischloß nahm. In Mecklenburg lag es irgendwo, das war das einzige, was sie bis jetzt von den persönlichen Verhältnissen ihres geplanten Schwiegersohnes erfahren hatte. Aber ein richtiger Romanheld war er, schon allein mit der bildschönen Uniform und mit dem Rang. Und romanhaft war die Geschichte gleich angefangen; als halbes Kind hatte er Fee zuerst gesehen, und dann nachher so wunderbar wiedergefunden, mitten in den Klassikern, in denen sie sich jetzt regelmäßig traf.

Frau Minchen war total mit den Klassikern ausgeföhnt. Langweilig blieben sie zwar, aber selbst im Tell, wo es wirklich mit dem alten Bauernpad ganz gegen ihren Geschmack ging, fühlte sie sich nicht unbefriedigt, denn sie konnte Fee und den Grafen beobachten und sehen, wie entzückt seine Augen an dem rofigen Gesicht ihrer Tochter hingen, und wie weich und zärtlich seine Stimme klang, wenn er mit ihr sprach.

Was sie sprachen, verstand sie zwar nie, es waren auch meistens Dinge, die ihr ein bißchen hoch und seltsam vorkamen, aber gerade so baßte es für einen Roman im vornehmen Stil, es ging alles sehr ordentlich und regelrecht zu.

Nur über eins war sie nicht ganz befriedigt. Sie hatte den Grafen auffordern wollen, sie in Molitten zu besuchen, aber Fee wollte das nicht. Eine Theaterbekanntschaft verlange solche Vertraulichkeit nicht. Wenn der Graf kommen wolle, würde er schon selbst ein Erlaubnis dazu bitten. Zurückhaltung wäre einem so verwöhnten Menschen gegenüber sehr am Blaz.

Ja, ja, verwöhnt war er wohl. Frau Minchen empfand das mit Stolz und dann wieder auch mit Sorge, wenn ihre Fee darauf so wenig Rücksicht nahm und oft ganz schroff und unfreundlich zu ihm war. Zuerst war ihr dann immer himmelangst geworden, daß der Graf es übelnehmen und sich zurückziehen werde, aber nachdem er stets wiedergekommen war, beruhigte sie sich und war nun doch mit Fee sehr zufrieden. Die verstand anscheinend die Grafenbehandlung vorzüglich und war insofolgedessen wie zur Gräfin geboren.

Wenn sie jetzt nur ihren Fritz wieder zu einem ordentlichen Lebenswandel zurückführen könnte! Aber als sie demgegenüber einmal so etwas von ihrem Hossen hatte verlauten lassen, um ihn zu mahnen, daß er der Zukunft seiner Tochter Rücksicht schuldig sei, war der ganz wütend geworden, hatte sie ausgelacht und eine eingebildete Närrin genannt, die in ihrer mütterlichen Seiratsmut und Verblendung sich allerlei Phantastereien in den Kopf setze und aus der Mücke einen Elefanten mache. Wenn man im Theater nebeneinanderliegende Plätze habe, sei damit noch nicht bedingt, daß man auch fürs Leben nebeneinanderliegende Plätze nehme. Soffentlich setze sie dem Kinde nicht auch noch solche Albernheiten in den Kopf. Er werde mit Fee sprechen —

Nein, nein, da hatte sie energisch abgewehrt. Das fühlte sie doch als Mutter und Frau, daß solche Dinge keine raube Verührung verträgen, am wenigsten bei Fee, die spröde und verschlossen war wie selten eine. Kein Wort zu Fee. Sie lasse sich keine Verbheiten gefallen, aber Fee solle darunter nicht leiden, daß ihr Vater lieblos und ohne Verständnis geworden sei!

Fritz Niedel hatte dabei aufgestöhnt und kein Wort der Verteidigung und des Zornes gefunden. Sein Minchen war im Recht, wenn sie ihm solche Vorhaltungen machte. Sie mochte eine Närrin sein, aber er war ein Lump, und das war schlimmer. Einer, der bergab ging, der verpumpte, weil er eben ein Lump war, ein ehrloser, ohne Recht und Macht. Er konnte seine Familie nicht mehr retten, das Unkraut fraß sie alle

auf, hatte ihn schon erwürgt und tot gemacht. Andere Gedanken gingen nicht mehr in seinen Kopf. Er gönnte ihnen auch keinen Einlaß, seitdem er den inneren Halt, das ruhige, sichere Vertrauen in sich und seine Kraft und Machtstellung verloren hatte. Ihm war alles eins!

Frau Minchen seufzte und wandte sich dann wieder der Hoffnung ihrer Zukunft zu, den klassischen Theater-vorstellungen.

Aber in „Kabale und Liebe“ bekam sie einen tüchtigen Schreck. Da saß Ludovika auch mitten in den Klassikern. Gerade da, wo sie die Schwiegertochter am wenigsten erwartete, da traf sie mit ihr zusammen.

Sie waren gegenseitig nicht angenehm überrascht, trotzdem Frau Minchen wirklich anerkennen mußte, daß Ludovika wieder wunderbar schön, schöner als je sah. Und dann benahm sie sich diesmal auch sehr liebenswürdig, kam gleich in der ersten Zwischenpause zu ihnen in die Loge und, — ah! Frau Minchens Entzücken flutete ab. Der Graf mußte ihrer Schwiegertochter doch vorgestellt werden und da merkte man gleich, aus welcher Quelle derzu plöbliche Verwandtenliebe und Herzlichkeit floß! Die schamlose Person kokettierte mit ihm auf die raffinierteste und ungerierteste Weise, — rein zum Totärgern für die zuschauende Schwiegermutter, die jetzt nur Mutter war!

Der Graf benahm sich sehr taktvoll; todellos höflich, aber sonst gar nicht eingehend auf Blicke, Lächeln und graziozes Plaudern. Frau Minchen fragte sehr viel nach Eugen und bekam darauf sehr wenig Antwort. Ludovika verstand unbequeme Fragen zu überhören und sich ganz ihren Interessen zu widmen. Schämen mußte man sich für die Frau seines Sohnes, aber wunderschön war sie doch, und Frau Minchen wurde hin- und hergerissen von unbezwinglicher Bewunderung und unbezwinglicher Empörung.

Fee sah dabei wie zu Eis erstarrt. All das Serbe, Zurückhaltende, das in ihrer Natur lag, trat unverschleiert und streng hervor. Sie mischte sich mit keinem Wort in die Unterhaltung und blieb auch, nachdem Ludovika in ihre Loge zurückgekehrt war, still und kühl dem Grafen gegenüber.

Die Mutter mußte sich nun wieder nach dieser Seite hin ärgern. Der Mann hatte doch nichts Böses getan, der konnte doch nichts dafür, daß Ludovika ihm so den Hof gemacht hatte. Er war dem ganz korrekt begegnet und nun bemühte er sich mit verdoppelter Bortheit und Wärme um das schweigsame kühle Mädchen.

Aber die Fee taute nicht auf. Für heute war das seelische Band zwischen ihnen zerrissen. Die gierige heiße Hand, die eben hineingegriffen hatte in das feine Gewebe ihrer Beziehungen, hatte da etwas zerstört. Die Reinheit war besleckt. Wie ein Zerrbild ihres eigenen Empfindens hatte Ludovikas Benehmen sie angegrinst. Und instinktiv empfand sie mit dem geschärften Feingefühl des Weibes, daß der Graf nicht unberührt geblieben war von dieser Begegnung, daß etwas Unruhiges und Gezwungenes in seinem Wesen lag, etwas, das fremd und störend sich zwischen sie schob und ihn von ihr entfernte. Ihr war so angstvoll zumute, so schwer und bang wie vor dräuendem Unglück und es gelang ihr nicht, darüber hinauszukommen, sie blieb für heute verstimmt und nachdenklich.

Frau Minchen fuhr am nächsten Tage auf das Vorwerk. Sie mußte sehen, wie es Eugen ging und ihm vielleicht nebenbei einen kleinen Stoß geben, daß er seine Frau nicht so viel allein ausgehen lasse. Sie steckte auch Geld ein. Alles, was sie kürzlich in der Wirtschaft eingenommen hatte, — es schien ihr doch sicherer, wenn sie nicht mit leeren Händen kam. (Fortsetzung folgt.)



Obt wie der Goldfrucht Ball, frühzeitig gebrochen, im Schiff erst ansreißt, wird dir das Glück erst als Erinnerung süß. Geibel.

## Lebrecht Dreves.

(Zu seinem 100. Geburtstag, am 12. September.)

Es gibt Dichter, die nach langjährigem Suchen und Irren durch einen einzigen glücklichen Wurf ihr erstes Dingen gekrönt sehen. Da mag es denn sein, daß vor ihrer reichen Lebensarbeit eben nur das eine oder andere Werk wirklich lebendig bleibt, das seine Entstehung einer jähen glücklichen Umgebung verdankt, und daß über der volkstümlich gewordenen dichterischen Gabe der Name des Sponsors in Vergessenheit gerät. Dieses Dichterschicksal hat auch Lebrecht Dreves getroffen, der aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstags am 12. September ein besonderes Gedenken verdient. Die wenigsten nur wissen, daß zwei köstliche vielgesungene Volkslieder „Auf den Bergen die Burgen“ und „Frühmorgens wenn die Hähne krähen“, das eine Art „Drabourstüd“ unserer Männergesang-Vereine bildet, auf den dem Namen nach so wenig bekannten Verfasser zurückgehen. Und doch hat ein echter Dichter wie Eichendorff an dem dichterischen Schaffen von Lebrecht Dreves einst ein warmes Interesse genommen und die beste Sammlung seiner von innigem Naturgefühl erfüllten Lieder („Gedichte“, Berlin 1848) veröffentlicht. Lebrecht Dreves war von Beruf eigentlich Jurist und ein Sohn der Hansestadt Hamburg, wo er am 12. September 1816 geboren wurde. Nach dem Besuch des Johanneums (Hamburg) widmete er sich in Jena und Heidelberg dem Studium der Rechte promovierte an letzterer Universität zum Dr. jur. und lehrte dann in seine Vaterstadt zurück, um als Rechtsanwalt tätig zu sein. Nebenher aber war's die Dichtkunst, der er von Jugend auf zugehen war, und in der er namentlich durch die Eichendorffsche Poesie tiefste Förderung empfing. Ihre besten Grundstimmungen: Begeisterung für die Natur und tiefinnerliche Frömmigkeit bilden bis auch den Grundton seiner eigenen Lieder. Sein Hang, über religiöse Fragen zu sinnen, trieb ihn dazu, sich eingehend mit theologischen Studien zu beschäftigen, und das hatte zur Folge, daß er später (1846) in Wien zur lutherischen Kirche übertrat. Nachdem er von 1847 bis 1861 in Hamburg als Notar tätig gewesen war, zog er sich nach Niederlegung dieses Amtes im Jahre 1862 nach Feldkirch (Vorarlberg) zurück, bis an seinen am 19. Dezember 1870 erfolgten Tod mit literarischen und geschichtlichen Studien beschäftigt. Außer einer Anzahl von eigenen Sammlungen („Lyrische Anklänge“, „Schlichte Lieder“, „Gedichte“), in denen die innerlichen Vorzüge seiner dichterischen Begabung deutlich zur Geltung kamen, gab Dreves auch „Lieder der Kirche, deutsche Nachbildungen altdeutscher Originalien“, heraus, die einen sehr wertvollen Beitrag zur Kenntnis der altdeutschen Kirchendichtung bilden. Lebrecht Dreves war durch und durch auf das Lyrische Schaffen gestellt, und so begreift es sich, daß seine dramatischen Ansätze bei allen ärgeren Vorzügen in Form und Entwicklung doch eben nur als glückliche Versuche zu bezeichnen sind. Als Volksliederdichter aber sollte Lebrecht Dreves auch in späteren Zeiten ein warmes Gedenken bewahrt bleiben. Vor wehr-tätig Klingt das bekannte Lied „Auf den Bergen die Burgen“ — ein ergreifendes Stimmungsbild aus dem sagenumwobenen Thüringer Wald — in den Versen aus:

Ich alleine, der eine,  
Schau wieder hernieder,  
Zur Saale im Tale,  
Doch traurig und stumm;  
Eine Wunde im Winde,  
Die weat sich und biegt sich,  
Kruscht schwarz und traurig —  
Ich weiß wohl, warum!

Es ist eine glückliche Fügung, daß dies Lied in dem Altenburger Hofsapellmeister Etade einen Komponisten gefunden hat, der dem volksliedartigen Text eine volkstümliche Melodie so glücklich anzuschmiegen wußte, daß beide wie aus einem Guß scheinen.

Die Veranlassung aber, daß Text und Melodie sich gefunden haben, ist so sonderbar, ja so einzigartig und zugleich bezeichnend für die Unberechenbarkeit der künstlerischen Inspiration, daß es sich wohl verlohnt, sie festzuhalten. Wurde da einst in fröhlicher Runde der in den weitesten Kreisen beliebt und geschätzte Tomteyer gefragt, wie er zu seiner einzig-schönen Weise gekommen sei. Natürlich wohl auf fröhlicher Wanderfahrt im schönen Thüringer Lande? meinte man. Und der Meister erzählte, sein ergrautes Haar bedächtig wiegend,

nicht ohne leisen Humor, wie er vor langen Jahren von bösem Rheumatismus geplagt worden sei, der namentlich seinen rechten Arm heimgesucht und gertezu gebrauchsunfähig gemacht habe. Da habe ihm ein alter Freund geraten, den Arm in einen — wormalen Tierleib zu stecken. Nun sei ihm eingefallen, daß der Nachbar Fleischermeister gerade in diesen Tagen — Schweineschlachten habe. Sofort hinübergehen und ihm sein sonderbares Anliegen vortragen, sei ihm gewesen. Und am folgenden Tage habe er, wie verabredet, den äußerst schmerzhaften rechten Arm, den er kaum habe bewegen können, in den geöffneten Körper eines soeben geschlachteten fetten Schweinchens gesteckt, wohl zwei Stunden lang! Diese Minuten, die sich in unendlicher Einsinnigkeit zu Viertel-, halben und ganzen Stunden dehnten, vergesse er niemals. Aber eins verdanke er vor allem, nächst der tatsächlichen allmählich eintretenden Besserung und schließlich Heilung seines schmerzhaften Leidens, dieser „Pferd-kur“. Während er nämlich so gewissermassen in eine Art Schlauchstock gespannt, dazulegen habe, seien ihm Dreves wunder-schöne Verse im Kopf herumgegangen. Die so treffend zur Thüringer Berg- und Waldbremantel paßten, und Ton auf Ton habe sich ihm den Worten zugesellt und sei schließlich in einer Melodie zusammengewachsen, die er dann auf dem Heimweg vor sich hingestummt und zu Hause zu Papier gebracht habe. „Auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege“, schloß der Meister lächelnd, „habe ich meine Melodie gefunden.“



### Aus der Kriegszeit.

„Herr“ Nikita. So sehr die Franzosen sich auch als überzeugte Republikaner fühlen, so erblickten sie doch immer eine eigene Sensation darin, einen König in ihrer Mitte zu begrüßen. Stets war Frankreich bemüht, königliche Gäste zu haben, und tatsächlich verging kaum eine Pariser „Saison“, ohne daß dieser Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. Aber auch in dieser Beziehung sind die Franzosen während des Krieges bescheidener geworden, und der einzige königliche Gast, dessen sie sich heute rühmen können, ist nicht einmal ein richtiger König, sondern sozusagen ein Herrscher a. D., nämlich der Flüchtling Nikita von Montenegro. Doch in Ermangelung größerer Ehre ist die französische Presse seit Wochen eifrig damit beschäftigt, die Person Nikitas und sein Auftreten in Frankreich mit zahlreichen Anekdoten und Berichten zu verbrämen, unter denen die folgende aus dem „Cri de Paris“ wiedergegeben zu werden verdient, da in ihr Nikita zum ersten Mal in Frankreich selbst seiner Königswürde entkleidet wurde: Der König Nikita von Montenegro besuchte kürzlich ein Pariser Bazar, wo der leitende Arzt ihm alle Einrichtungen mit der einem König gebührenden Ehrfurcht zeigte. Leider hatte man aber vergessen, alle verwundeten Soldaten auf den hohen Besuch vorzubereiten, da man nicht daran gedacht hatte, daß die Soldaten der Republik nicht gewöhnt sind, mit Königen zu sprechen. In einem mit Schwerverwundeten belegten Saale hieß Nikita vor einem Juaven stehen und fragte den Arzt nach der Geschichte der noch sichtbaren fürchterlichen Verwundung. Als der Arzt seine Erklärung beendet hatte, wandte sich der König an den Verwundeten mit den Worten: „Nun, mein Freund, geht es Ihnen bereits etwas besser?“ Der Juave nickte den König an, zögerte eine Weile und erwidert schließlich: „Ja, mein Herr.“ Darüber peinliche Verlegenheit bei allen Anwesenden, da eine Majestät ganz einfach als „Herr“ angesprochen wurde. König Nikita aber hat, wie man weiß, ein gütiges Herz, und er besaß sich, diesen Keinen Mißgriff zu erledigen, indem er die Hand des Juaven ergriff und mit geistvollem Lächeln sagte: „Er hat ganz recht. Nicht als König habe ich ihn gefragt, sondern als Freund.“

Aus einem englischen Kriegstagebuch im Jahre 1916. Die folgende Zukunftsatire, in der die Verhältnisse im 32. Jahre des Weltkrieges betrachtet werden, findet sich in der „Daily Mail“ vom 1. Januar 1916. Nun hat also das 32. Jahr des Weltkrieges begonnen, und die Menschen sind bereits so vollkommen an den Krieg gewöhnt, daß viele ernstlich befürchten, der Ausbruch des Friedens könnte die Sitten und Anschauungen der Gegenwart in bedrohlicher Weise über den Haufen werfen. So erklärte mir ein Freund, daß der Friedensausbruch ihn dem finanziellen Ruin preisgeben würde, da er vor 32 Jahren Vierbrauer war, seine Brauerei in eine Werkstatte zur Herstellung tödlicher Gase verwandelt hat und nun

seine Angestellten natürlich bereits vollkommen vergessen haben, wie man hier macht. Solche Befürchtungen tauchen immer zahlreicher auf, und dunkle Gerüchte über baldige Friedensmöglichkeiten bedrängen die weitesten Kreise der Bevölkerung. So hat sich bekanntlich der Millionär Nitser Grote, der bekannte Radiumleuchtöhrenkönig, den Hals mit einem Rasiermesser durchschnitten, weil er hörte, daß die Diplomaten der streitenden Mächte in einen Meinungsaustrausch eingetreten wären. Heute unterhielt ich mich mit meinem Schneider, und er äußerte seine Sorge darüber, wie die vielen Männer nach ihrer Rückkehr aus dem Felde mit Zivilanzügen versehen werden sollten, da bekanntlich die Uniformen schon längst mit den sogenannten Uniformmaschinen hergestellt werden und die eigentlichen Schneider sich nur noch auf das Befertigen von Damenkleidern verstehen. Nun könnte man ja die heimgekehrten Krieger mit Frauentröden beschenken; aber mein Schneider meint, daß diese Röcke infolge der Mode so kurz geworden wären, daß die Männer in unserem nebligen Klima sich leicht eine Erkältung an den Beinen zuziehen könnten. 3. März. Die Zeitungen sind voll von Ermahnungen an die Regierung, sich endlich zu einer amtlischen Festsetzung der Lebensmittelpreise zu entschließen. Die armen Munitionsarbeiter, die nur 300 bis 400 M. in der Woche erhalten, können natürlich mit ihrem Geld längst nicht mehr auskommen. Denn ein Pfund Butter kostet heute schon 80 M., eine Kartoffel, wenn sie nicht allzu groß ist, 1 M., und für die Fleischspillen, die in den Apotheken verkauft werden, muß man 5 Schilling pro Stück bezahlen, trotzdem sie weniger Nährwert haben als der Duft eines Bendenbratens im Jahre 1914. Diese Preissteigerung ist insofern bemerkenswert, als man sieht, daß die Beherrschung der See nicht immer die wünschenswerten Ergebnisse zettigt. Abgesehen häufen sich die Beschwerden über die zu großen Einnahmen gewisser Kriegslieferanten. Aber die Regierung hat diesen Unfug mit gerechter Entrüstung zurückgewiesen, indem sie erklärt, daß die Kriegslieferanten die größten Patrioten sind, da sie ja 70 Proz. ihrer Einnahmen als Steuer wieder zurückgeben müssen und es nur dadurch überhaupt möglich ist, den Krieg finanziell weiterzuführen. 19. Mai. Man spricht sehr viel über eine neue Bewegung unter den Bischöfen gegen Luxus und zu geringe Sparsamkeit. Es scheint, daß ein neuer Pogrom gegen öffentliche Unterhaltungen veranfaßt werden soll, und alte Leute berichten wieder über die wüsten Ausschreitungen des Jahres 1916, da es noch einzelne schamlose Kreaturen gegeben haben soll, die es wagten, Konzerte und Kinos zu besuchen. 5. Juni. Eine unserer unterhaltfamsten Zeitungen weiß über einen komischen Vorfall zu berichten. Ein Kriegswohlthäter hatte sich entschlossen, einen im Felde stehenden freiwilligen der Rittener-Armee durch Briefwechsel zu erheitern. Er fand viel Freude an dem brisichten Verkehr mit diesem jungen Mann und dachte schon daran, ihm eventuell seine Tochter als Frau zu geben, wenn er zu einem Urlaub nach England käme. Um so mehr erschrak er, als der junge Mann wirklich mit zweifelhäftigem Heimatsurlaub eintraf und sich als ein Burfche von 70 Jahren erwies. 4. August: Der Jahrestag unseres Eintritts in den trohen Krieg. Würdevolle Feierlichkeit in London und viele wunderbare Kriegsreden. Besonders schön war die Rede unseres Ministerpräsidenten Asquith, der in letzter Zeit ein wenig zu altern beginnt, aber erklärt, daß er sich erst jetzt richtig reif fühle, das Staatsschiff machtlos zu lenken. Wirkungs-volle Artikel in den Zeitungen, die zur Feier des Tages trotz des Papierverschwendungsverbotes ausnahmsweise in einem Format von 5 mm in der Länge und 4 mm in der Breite erscheinen durften. Alles war über diese glücklichen Zustände erfreut, und man beschäftigte sich viel mit der Prophezeiung eines bekannten Journalisten, daß noch in diesem Jahre der Kriegsschluß gesichert wäre. Er folgert dies aus der Tatsache, daß man auf allen Seiten so viele Gefangene gemacht hat, daß so viele Engländer in Deutschland und so viele Deutsche in England sind, daß eine Fortsetzung des Hungerkrieges gegen das Deutsche Reich eine Aushungerung des britischen Volkes bedeuten würde. So kann man sagen, daß England heute Deutschland und Deutschland heute England ist und daß es Bürgerkrieg und Selbstmord wäre, die Kämpfe noch lange fortzusetzen. Tatsächlich bezogen zahlreiche Gerüchte, daß unsere Flotte und unsere Armee nunmehr aus lauter Deutschen und die Flotte und Armee der Deutschen aus lauter Engländern bestehen, die von den beiden Regierungen gegen das Völkerecht zum Kriegsdienst gezwungen wurden. Demnach wäre wirklich in absehbarer Zeit ein Ende zu erwarten. Der Himmel sei gezeuget.

**Amerikanische Bemerkungen zum Kriege.** Man sage nicht, daß die Engländer erfolglos kämpfen: jedenfalls haben sie Dublin erobert! („Springfield Republican“). — Die Engländer hatten bei Kut-el-Amara trotz allem Glück. Sie haben nämlich vier ihrer Generale verloren. („New York World“). — Ford hat erklärt, daß er mit der Veröffentlichung seines Friedensplanes noch ein Jahr warten wolle. Vermutlich hat er gehört, daß der Krieg so lange dauern würde. Er gleicht

in diesem Fall ein Regenbeschwörer, der sich weigerte, um Regen zu beten, als der Wind aus einer anderen Richtung kam. („Pampa Tribune“). — Wenn jeder Kriegsteilnehmer sich vor Beginn des Krieges zur Zahlung seiner Kriegskosten hätte verpflichten müssen, wäre es ohne Zweifel überhaupt niemals zum Kriege gekommen. („Wall Street Journal“).

**Die Luft als Wellenbrecher.** Der uralte Kampf zwischen Festland und Wasser zwang seit jeher die Bewohner der Küstenländer, vor den Gefahren des anstürmenden Meeres Schutz zu suchen. Zahllose versunkene Dörfer zeugen von der Gewalt des Meeres, das fast stets im Kampf gegen das Festland Sieger blieb, wenn nicht der Mensch mit Kunstmitteln in diesen Streit der Elemente eingriff. Auch heute sind wir dem Meere gegenüber nicht immer genügend bewaffnet, woran uns am besten die große Überschwemmung gemahnt, die im Vorjahr das holländische Küstengebiet heimsuchte. Die Mittel, mit denen den schädlichen Wirkungen der Brandung — wie Abbröckeln und Verschwimmen der Rüste — bisher Einhalt geboten wurde, sind auch heute noch unzulänglich. Sie bestehen in Mauern, Dämmen, Flechtwerk, Steinbelag oder Betonierung der Rüste, um deren Widerstandsfähigkeit zu erhöhen, oder auch in Errichtung einer künstlichen Küste vor der natürlichen in Gestalt einer Mole oder anderer Wellenbrecherkonstruktionen. Das größte Interesse erfordert ein neues Verfahren zur Bekämpfung der Brandung, das von dem amerikanischen Ingenieur Philip Brassler stammt. Wie Hanns Günther in seinen in der Umschau veröffentlichten Erklärungen dieses Verfahrens ausführt, handelt es sich hier schon der ganzen Idee nach um eine neue Methode, da zum erstenmal nicht defensiv, sondern offensiv gegen die Kraft der anstürmenden Wellen vorgegangen wird. Während unser bisheriger Küstenschutz sich damit begnügte, den Wellen vor dem Festlande selbst Einhalt zu bieten, wird der Feind durch das Verfahren von Brassler draußen im Meere aufgesucht und angegriffen. Dieser Gedanke kam dem Erfinder beim Bau eines Tunnels unter dem Hudson-Fluß. Er bemerkte nämlich, daß die durch größere Mengen der bei den Caiffonarbeiten entwichenen Prellluft an der Oberfläche des Wassers entstandenen Blasen zwei verschiedene Wirkungen ausübten. Einerseits wurde durch sie die Wasseroberfläche etwas angehoben, so daß an den betreffenden Stellen eine Art Wasserwall entstand, andererseits wurden hierdurch die anlaufenden Wellen derart zum Zusammenfallen gebracht, daß die Wellenbewegung sich nicht mehr auf das hinter dem Wasserwall liegende Gebiet übertrug. Die physikalische Erklärung für diese Erscheinung ist sehr einfach: die im Wasser aufsteigenden Luftblasen wirken nämlich als elastische Puffer, welche den Stoß der Wellen aufnehmen und ihre anstürmende Kraft brechen. So ist die Wucht der Welle außerordentlich vermindert, und wenn die bremsend wirkenden Luftblasen zahlreich genug sind, wird den Wellen ihre gesamte Energie genommen. Auf diesem Gedanken beruht die Anlage Brasslers, die an der Küste von Crutch Island (im Staate Maine) ausgeführt wurde. In einiger Entfernung vom Ufer legte man parallel zur Küste ein starkes, an der oberen Seite siebartig durchlöcheres Rohr auf den Meeresgrund, das im Boden fest verankert wurde. Von der Mitte dieses horizontal liegenden Siebrohres führte ein senkrecht geleitetes, nicht durchlöcheres Rohr nach der Küste zu einer Kraftstation, in welcher die für den Betrieb notwendige Prellluft erzeugt wurde. Der erste Versuch wurde an einem Tage mit heftigem Seegang vorgenommen. Fünfzehn Minuten, nachdem das Einleiten der Druckluft in das Siebrohr begonnen hatte und die Prellluftblasen in dichter Reihe aufstiegen, hatte die zwischen dem Siebrohr und dem Ufer liegende Wasseroberfläche sich derart beruhigt, daß ein Strandbeamter gefahrlos in einem kleinen Paddelboot hinausrudern konnte. Wenn auch nach der Ansicht Günthers eine vollkommene Stättung wohl kaum zu erzielen ist, so vermag doch der Seegang auf diese Weise so gedämpft zu werden, daß ihm keine zerstörende Kraft mehr innewohnt. Zum Schutze großer Küstentreden dürfte das Verfahren sich wegen der hohen Kosten für die erforderlichen Kilometerlangen Rohrleitungen und wegen der Anlagelosten für entsprechend große und zahlreiche Kraftwerke kaum eignen. Außerordentlich praktisch aber erscheint die Errichtung Brasslers zum Schutz kleiner Küstentreden, sowie zum Schutz des Baugebietes bei der Anlage von Molen, Errichtung von Leuchttürmen, Baggararbeiten usw., die heute durch die Brandung oft so behindert werden, daß bei schwerem Seegang die Arbeit vielfach auf lange Zeit unterbrochen werden muß. In diesen Fällen könnte mit verhältnismäßig geringen Mitteln durch das Prellluftverfahren eine Zone ruhigen Wassers rings um die Arbeitsstelle geschaffen werden. Auf die gleiche Weise könnte man auch fertige Leuchttürme und Feuerschiffe vor den Wirkungen der Brandung bewahren. Schließlich eignet sich auch das Verfahren bei Bergungsarbeiten nach Schiffbrüchigen, um das gestrandete Schiff vor den anstürmenden Wellen zu schützen. Auch besonders gefährdete Ortschaften und enge Hafeneinfahrten könnten durch dieses Prellluftsystem gesichert werden.